

Stephanie Zibell, geboren 1966, Studium der Politikwissenschaft, Germanistik und Publizistik; 1992 Magister Artium, 1999 Promotion, 2003 Habilitation. Seither Privatdozentin für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Zeitgeschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Sie lebt in Wiesbaden.

»Freiheit gibt es nur so lange,  
wie wir uns in jeder Stunde dafür einsetzen.«

Toni Sender

Manche von ihnen waren prominent, andere ganz und gar unbekannt. Die einen konnten ohne öffentliche Aufmerksamkeit nicht leben, manche gerieten ohne ihr Zutun und ohne es zu wollen in die Schlagzeilen. Das Leben dieser Frauen war so unterschiedlich und so vielfältig wie die Orte, in denen sie wohnten und wirkten.

Ungemein lebendig und spannend zeichnet Stephanie Zibell die Lebensgeschichten prägender und engagierter Hessinnen. Mit zum Teil unveröffentlichten Fotografien.

Stephanie  
Zibell

HESSINNEN  
50 LEBENSWEGE

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-0482-2



€ 22,00 (D)  
€ 22,70 (A)

Waldemar  
Kramer 



HESS

Stephanie Zibell

SINN

50 Lebenswege

NENNEN

Waldemar Kramer

Sie waren Unternehmerinnen, Mäzeninnen, Erzählerinnen, Akademikerinnen, Frauenrechtlerinnen, Kunst- und Kulturschaffende, Geliebte, Patientinnen oder Mordopfer, viel daheim oder viel unterwegs, geborene oder zugewanderte Hessinnen. Unter den 50 Porträtierten auch Elly Deumer, die bislang unbekannte Liebe Wilhelm Leuschners, außerdem die aufregende Tänzerin La Jana, die legendäre Wirtin des »Blauen Bocks«, Lia Wöhr, die bedauernswerte Alzheimer-Patientin Auguste Deter oder die aparte Figur auf der Rückseite der 50-Pfennig-Münze, Gerda Jo Werner.

50 Frauen, 50 Geschichten –  
ein Buch!

Stephanie Zibell

**HESSINNEN**  
50 Lebenswege

# Inhalt

- Vorwort // 6
- Die Aéronautin**  
Käte Paulus // 8
- Die elektrische Raucherin**  
Helene Göttmann // 16
- Die erste Ministerin**  
Elisabeth Schwarzhaupt // 22
- Die Kopftuch-Frau**  
Gerda Jo Werner // 27
- Die Erzählerin**  
Maria Mathi // 30
- Die moderne Sängerin**  
Magda Spiegel // 37
- Die Spielbankerin**  
Marie Blanc // 42
- Die Kapitänin**  
Lotte Specht // 47
- Das Hessenmädchen**  
Lia Wöhr // 52
- Die Mäzenatin**  
Sophie Henschel // 59
- Die Fremde**  
Marianne von Preußen // 65
- Die Unglückliche**  
Karoline von Günderode // 69
- Die »leidige Bremse«**  
Bettina von Arnim // 74
- Die Schulbauerin**  
Anna Gärtner // 80
- Die Fliegerin**  
Tony Werntgen // 87
- Die Patientin**  
Auguste Deter // 95
- Die Versöhnliche**  
Elsie Kühn-Leitz // 101
- Die Tennisspielerin**  
Nelly Neppach // 108
- Die Verdächtige**  
Lieny Behlau // 114
- Die Vergebende**  
Ruth Bratu // 120
- Die Erschlagene**  
Jette Weyershäuser // 129
- Die Erbin**  
Else Kröner // 136
- Die Frauenfunkerin**  
Gabriele Strecker // 144
- Die Botin**  
Rose Schlösinger // 152
- Die Autobauerin**  
Sophie Opel // 161
- Die unbequeme Juristin**  
Nora Platiel // 168
- Das »Malweib«**  
Otilie Roederstein // 176
- Die Frauenärztin**  
Elisabeth Winterhalter // 183
- Die Liedersängerin**  
Hermine Spies // 189
- Die »Erste Dame am Hof«**  
Pauline Herzogin von Nassau // 195
- Die Gleichberechtigte**  
Elisabeth Selbert // 202
- »Mamma Hesselbach«**  
Liesel Christ // 212
- Die Märchenfrau**  
Dorothea Viehmann // 220
- Die Unbedingte**  
Toni Sender // 226
- Die Stifterin**  
Marie Pfungst // 235
- Die Übersehene**  
Elly Deumer // 242
- Die Kämpferin**  
Bertha Pappenheim // 261
- »Das dicke Kind«**  
Marie Luise Kaschnitz // 271
- Die Energische**  
Henriette Fürth // 281
- Die Helfende**  
Louise von Bose // 290
- Die Tänzerin**  
Henriette Hiebel // 297
- Die Fahrlehrerin**  
Marie Röhrich // 303
- Die Freigekaufte**  
Sara Nussbaum // 307
- Die Muse**  
Lisa Kümmel // 313
- Die Möbelsammlerin**  
Irmgard Freiin von Lemmers-Danforth // 320
- Die Hauspianistin**  
Maria Bergmann // 326
- Die Seelsorgende**  
Katharina Katzenmaier // 333
- »Mädchen in Uniform«**  
Christa Winsloe // 339
- Die Cabrio-Fahrerin**  
Rosemarie Nitribitt // 349
- Die Schriftstellerin**  
Anne Frank // 356
- Literatur und Quellen // 363

## Vorwort

Die Lebensgeschichten der Frauen, die in den folgenden fünfzig Kapiteln vorgestellt werden, sind packend, aufregend, ergreifend, erstaunlich und manchmal tragisch, aber immer auf die eine oder andere Weise mit dem heutigen Bundesland Hessen verbunden. Manche wurden hier geboren und gingen nie fort, andere zogen aus in die Welt, und wieder andere kamen, um in Hessen zumindest zeitweilig zu leben. Sie waren Sportlerinnen, Mäzeninnen, Autorinnen, Künstlerinnen, Wissenschaftlerinnen, Unternehmerinnen oder Politikerinnen, aber auch Patientinnen, von nationalsozialistischer Verfolgung Betroffene oder gar Mordopfer.

Manche von ihnen waren prominent, andere ganz und gar unbekannt. Etliche konnten ohne öffentliche Aufmerksamkeit nicht leben, wieder andere gerieten ohne ihr Zutun und ohne es zu wollen in die Schlagzeilen. Das Leben dieser Frauen war so unterschiedlich und so vielfältig wie die Orte, in denen sie wohnten und wirkten. Ihnen allen ist jedoch gemein, dass sie im 19. und 20. Jahrhundert lebten.

Selbstverständlich gibt es in Hessen weit mehr als fünfzig Frauen, deren Biographie beachtenswert ist. Deshalb bitte ich darum, die vorgestellten Lebensläufe als exemplarisch zu betrachten. Exemplarisch für all die anderen Frauen aus Hessen, die in ihrem Leben ebenfalls viel leisten und viel erdulden mussten, und demnach auch ein Recht darauf gehabt hätten, in diesem Buch porträtiert zu werden.

Aber schon anhand der fünfzig ausgewählten Biographien wird deutlich, wie vielfältig und weiträumig das Leben, Arbeiten, Denken und Wirken hessischer Frauen war und immer noch ist.

Stephanie Zibell

## Die Aéronautin

### Käte Paulus

#### Geboren

22. Dezember 1868  
in Zellhausen bei Seligenstadt

#### Gestorben

26. Juli 1935 in Berlin



Zellhausen, ein Dorf mit rund 700 Einwohnern, zwei Tage vor dem Heiligen Abend des Jahres 1868: Die unverheiratete, damals 22 Jahre alte Anna Maria Funk wird Mutter eines Mädchens. Sie nennt es Katharina, ruft es aber Kätchen oder auch Käte. Noch am gleichen Tag wird die Kleine getauft – katholisch, wie ihre Mutter.

Einige Zeit später lernt Anna Maria einen Mann kennen. Johann Wilhelm Paulus stammt aus Beerfelden im Odenwald. Er ist der Sohn des dortigen Schmiedemeisters Jacob Paulus und hat wohl ebenfalls Schmied gelernt. Allerdings verdingt er sich zuweilen auch als Tagelöhner. Hauptsache, er verdient Geld, denn 1874 wird er Familienvater: In jenem Jahr hat er Anna Maria »Marie« Funk geheiratet und deren Tochter Käte adoptiert. Jetzt muss er für sich und die Seinen sorgen.

Vielleicht schlägt es die Familie Paulus deshalb im Jahr 1876 nach Oberrad, damals noch eine eigenständige Gemeinde und kein Stadtteil von Frankfurt am Main. Zwei Jahre später verziehen die drei in die Stadt, also nach Frankfurt. Hier absolviert Käte ihr letztes Volksschuljahr. Anschließend beginnt sie eine Ausbildung als Näherin in einer Werkstatt für Damenbekleidung.

Um 1884 übersiedelt die Familie nach Darmstadt, wo der Vater eine Stelle als Maschinenheizer gefunden hat. Doch am 26. Dezember 1887 stirbt er dort in seiner Wohnung in der »Louisenstraße 42« im Alter von 40 Jahren und 10 Monaten, wie es in der Sterbeurkunde heißt. Einige Zeit später, wahrscheinlich 1889, kehren Mutter und Tochter nach Frankfurt am Main zurück. Dort leben sie mal in dieser, mal in jener Wohnung. Was ihre Bleibe angeht, führen die beiden ein unstetes Leben.

Im Sommer 1889 besuchen Marie und Käte die Weltkurstadt Wiesbaden. Hier gastiert der am 14. September 1852 in Gebhardshagen bei Braunschweig geborene »Aéronaut« Carl Christoph Hermann Lattemann. Er will am 20. Juni im Kurpark zu einer spektakulären

Ballon-Fahrt starten. Um zwei Uhr nachmittags beginnt die Veranstaltung. Begleitet zunächst von der »Capelle des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Hessisches) No. 80«, die von zwei bis vier Uhr aufspielt, und dann vom »Städtischen Cur-Orchester«, das zwischen vier und sechs Uhr für musikalische Untermalung sorgt, befüllt Lattemann seinen Ballon mit Gas, ehe er gegen »5 ½ Uhr« schließlich »ohne Anker, Gondel und Ventil« aufsteigt, um sich kurz darauf mit dem Fallschirm in die Tiefe zu stürzen.

Käte ist begeistert von der Vorführung und fasziniert von der Vorstellung, einmal selbst Ballon zu fahren und einen Fallschirm-Sprung zu wagen. Die Idee setzt sich in ihrem Kopf fest und lässt sich nicht mehr vertreiben. Also versucht sie, Kontakt zu Lattemann aufzunehmen. Ohne ihn und seine Bereitschaft, sie mittun zu lassen, hat sie keine Chance, ihren Traum zu verwirklichen. Das weiß sie.

Tatsächlich gelingt es ihr, mit Lattemann bekannt zu werden. Für den »Aéronauten« ist die Verbindung zu der gelernten Schneiderin zunächst einmal praktisch, denn häufig werden seine Ballone und Fallschirme durch »die Berührung mit Bäumen, Hecken oder Zäunen beschädigt«. Kätchen, die Näherin, kann die Risse und Schnitte reparieren. Lattemann muss sich nun nicht mehr allein um seine Ausrüstung kümmern oder kostspielige Hilfe in Anspruch nehmen.

Im Laufe der Zeit wird aus dem fachlich und sportlich motivierten Miteinander von Lattemann und Paulus mehr. Die beiden werden ein Liebespaar. Schon bald ist Kätchen schwanger. Am 7. März 1891 wird der gemeinsame Sohn Willy Hermann Paulus in Frankfurt am Main geboren. Interessanterweise verzichtet Kätchen auf die Angabe, wer der Vater ist. Der Knabe, am 15. März 1891 »in der Domkapelle katholisch getauft«, ist demnach offiziell ein vaterloses und uneheliches Kind, denn Lattemann und Kätchen heiraten nie. Sie sind und bleiben ein Paar, aber eben kein Ehepaar.

Unabhängig davon erreicht Kätchen, dass Lattemann sie zur »Aéronautin« ausbildet. Folglich beschäftigt sie sich intensiv mit Wetterkunde, studiert die korrekte Handhabung des Fallschirms und den Umgang mit dem Ballon, der nicht nur gefahren, sondern zuvor

auch umsichtig mit Gas befüllt werden muss. Im Sommer 1893 ist es dann endlich soweit: Kätchen will ihren ersten Fallschirm-Sprung wagen. Der erste Fallschirm-Sprung einer Frau überhaupt!

»Der vorgesehene Ort ist Wiesbaden, doch die Kurdirektion erteilt keine Genehmigung.« Denn: »[...] ich [hatte] noch nie im Ballon gesessen [...] und [hätte] natürlich nach Lattemanns Absprung allein [...] weiterfahren müssen.« Das erscheint der Wiesbadener Kurverwaltung zu riskant. Deshalb verbietet sie den Aufstieg »im letzten Augenblick«. Folglich müssen Lattemann und Kätchen Paulus ausweichen. Sie entscheiden sich für Nürnberg. Dort absolviert sie ihren ersten Sprung vor 70 000 Zuschauern. Ganz ohne Blessuren kommt Kätchen nicht davon, doch ihre Freude am Ballonfahren und später am Fallschirmspringen mindert das nicht.

Ganz im Gegenteil. Sie wird immer mutiger, die genutzte Technik immer komplizierter, der Nervenkitzel für die Zuschauer immer größer. In Elberfeld beispielweise absolviert sie einen doppelten Fallschirmsprung. Das heißt, sie stürzt sich zunächst aus dem fahrenden Ballon. Dann zieht sie die Reißleine, woraufhin sich der erste Fallschirm entfaltet, der ihren freien Fall zunächst beendet. Aber nicht lange, denn während sie – geschützt durch den Fallschirm – in Richtung Boden schwebt, streift sie sich genau jenen ab, wodurch sie wieder in den Fall-Modus gerät. Ihr Körper rast jetzt auf die Erde zu! Doch dann zieht sie plötzlich eine zweite Reißleine. Ein weiterer Fallschirm geht auf und bremst ihren Sturz. An diesem zweiten Fallschirm baumelnd kehrt sie sicher auf den Boden zurück.

Allerdings: Bei ihrem ersten »Doppelabsturz« in Elberfeld gelingt ihr die Landung nicht so elegant, wie sie sie sich erhofft hat. Weil das Wetter schlecht ist, verliert sie im Nebel die Orientierung und landet nicht, wie geplant, auf dem Boden, sondern bleibt mit ihrem Fallschirm in einem Baum hängen. Mit Hilfe eines Seils wird sie von herbeigeeilten Helfern zu Boden gelassen.

Am 6. Juni 1894 präsentieren Lattemann und Paulus dieses Spektakel in Wiesbaden. Mit seinem »Riesenballon Mars« gehen der »Aéronaut« Hermann Lattemann und das »Fräulein Paulus« im Kur-

park an den Start. Um zwei Uhr beginnt die Festivität. Wieder spielt zunächst die »Capelle des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Hessisch) No. 80« und dann das »Städtische Cur-Orchester«. Die Fahrt und der abenteuerliche Fallschirmsprung gelingen. Das Wiesbadener Publikum ist hellauf begeistert.

Wenige Tage später reisen Lattemann und Paulus nach Krefeld. Dort wollen sie am 17. Juni 1894 eine Variante der Ballon-Fahrt mit Absturz vorführen. Doch dieses Mal geht das Vorhaben gründlich schief. Wie vorgesehen springt Kätchen Paulus mit ihrem Fallschirm aus dem Ballon, der den Namen »Fin de Siècle« trägt. Lattemann will ihr folgen, aber nicht, indem er sich einem »klassischen« Fallschirm anvertraut, sondern indem er – mit Hilfe eines raffinierten, selbstkonstruierten Mechanismus – den Ballon in einen Fallschirm verwandelt, um mit dessen Hilfe zu Boden zu gleiten. »Der Ballon«, so berichtet Kätchen Paulus später, »wurde in der Luft entgast; der untere Teil klappte sich ein, und das Ganze wurde zum Fallschirm.« Doch die »Verwandlung« des Ballons in einen Fallschirm in 1 800 Metern Höhe scheitert.

Die Zuschauer schreien vor Entsetzen, denn sie sehen, dass der Ballon nicht zu einem Fallschirm wird, sondern sich die Hülle wie ein ausgewrungener Lappen zusammendreh, so dass keine Luft eindringen kann. »[...] in Schlangenwindungen, mit rasender Geschwindigkeit«, saust »Lattemanns Ballon der Erde zu«.

Kätchen Paulus, die an ihrem Fallschirm hängt und langsam zu Boden gleitet, sieht, wie ihr Partner abstürzt. Aber sie ist hilf- und machtlos, kann nichts tun, um ihn zu retten. Sie sieht nur noch, wie er zwischen den Häusern Krefelds verschwindet. Folgen kann sie ihm nicht, denn der Fallschirm lässt sich nicht steuern. Sie muss also abwarten, wo und wann sie landet. Als sie endlich am Ort des Absturzes – der Diessemerstraße 131 – eintrifft, ist Lattemann längst tot und Kätchen so entsetzt und dermaßen geschockt, dass sie in ein Krankenhaus eingeliefert werden muss. Die Ärzte diagnostizieren einen Nervenschock.

Doch statt der »Aéronautik« fortan zu entsagen und sich in Trauer um ihren so tragisch ums Leben gekommenen Partner zurückzuzie-

hen, geht Kätchen Paulus in die Offensive. Ballonfahren und Fallschirmspringen sind ihr Leben. Das will sie nicht aufgeben. Sie kann es auch gar nicht aufgeben, denn sie hat vertragliche Verpflichtungen und außerdem keine Lust, wieder als Näherin zu arbeiten. Also tritt sie weiterhin als »Aéronautin« auf. Schon wenige Wochen nach Lattemanns Tod steigt sie wieder mit dem Ballon auf. Selbst der Tod ihres vierjährigen Sohnes, der 1895 an Diphtherie erkrankt und kurz darauf, am 7. Juli 1895, in Frankfurt am Main stirbt, ändert an Kätchens Lebensplanung nichts. Im Gegenteil: Jetzt erst recht! Sie will weitermachen, sie muss weitermachen, und deshalb macht sie weiter.

Bis 1912 absolviert sie vermutlich etwa 516 Ballonfahrten und 147 Absprünge. Pro Auftritt erhält sie die – für die damalige Zeit – enorme Gage von 1 000 Mark, wovon sie allerdings sämtliche Unkosten bestreiten muss. Zusätzliche Einnahmen erzielt sie durch die Vermarktung des Ballons als Werbeträger. Große Firmen wie Hapag Lloyd oder Liebig nutzen die Gelegenheit, um für sich und ihre Produkte auf Kätchen Paulus' Ballonen Reklame zu machen.

Die »Aéronautin« tritt aber nicht nur in Deutschland auf. Vielmehr gastiert sie in allen »großen Städten und berühmten Badeorten Europas«. Doch 1912 mag sie nicht mehr. Sie gibt ihren »Sport« auf, macht nur noch hin und wieder Ballonfahrten mit Passagieren. Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist dann damit ebenfalls Schluss. Kätchen Paulus, die inzwischen mit ihrer Mutter von Frankfurt am Main nach Berlin-Reinickendorf, in die damalige Gotthardstraße 2, gezogen ist, muss sich sowohl ein anderes Betätigungsfeld als auch einen anderen Verdienst suchen.

Natürlich soll es etwas sein, das sie richtig gut kann. Das Metier, von dem sie – abgesehen von ihrem »Sport«, der »Aéronautik«, – am meisten versteht, ist der Umgang mit Ballon-Stoffen und vor allem mit Fallschirmen. Schließlich hat sie jahrzehntelang an denen herumgetüftelt, sie technisch weiterentwickelt und das Ergebnis persönlich erprobt. Ihr Ziel ist es, Fallschirme sicherer zu machen, damit so ein Unglück, wie jenes, das zum Tod Lattemanns geführt hat, nicht wieder vorkommt. Im Zuge ihrer Tüfteleien entwickelt sie schließlich

den »Paketfallschirm«, ein zusammenlegbares Modell, das schließlich am 1. Oktober 1921 in der Schweiz patentiert wird. »Bisher«, so schreibt sie später, »konnte man den Fallschirm nicht zusammenklappen; die Gefahr bestand also immer, daß sich die Schnüre verwickelten und der Springer abstürzte.« Das darf natürlich nicht sein. Und dank Kätschen Paulus ist es fortan auch anders.

Dieser Fallschirm, überlegt sich Kätschen Paulus, könnte der denn nicht für das Militär von Nutzen sein? Es herrscht doch Krieg, und in den sind auch Luftschiffer, Ballonfahrer und Jagdflieger involviert. Wenn die abgeschossen werden, kann ihnen ein Fallschirm womöglich das Leben retten. Sie springen ab, während die getroffene Maschine zu Boden trudelt und dort zerschellt. Doch die Preußische Heeresverwaltung lehnt den Vorschlag ab, die Luftstreitkräfte des Deutschen Heeres mit Paulus' Fallschirmen auszustatten. Die Verwaltung wie auch die Jagdbomber-Piloten haben kein Interesse an den »Rettungs-schirmen«. Sie brauchen sie nicht, weil sie nicht vorhaben, sich vom Feind abschießen zu lassen. Und wenn tatsächlich eine ihrer Maschinen abzustürzen droht, weil sie vom Feind getroffen worden ist, dann erschießen sich die Piloten entweder selbst oder springen freiwillig in den Tod, getreu dem Motto: »Fallschirme sind für Feiglinge, der Infanterist am Boden hat auch keine zweite Chance.«

Doch im Laufe der Zeit wandelt sich die Einstellung der Heeresverwaltung und der Angehörigen der Luftstreitkräfte gegenüber den Fallschirmen. Schon seit Herbst 1915 gehören sie bei den Ballonfahrern zur Standardausrüstung, weil die keine andere Chance haben, um sich zu retten, falls ihr Ballon von feindlichen Flugzeugen oder Ballonabwehrgeschützen angegriffen wird. Auch den Jagdfliegern dämmert inzwischen, dass Fallschirme Leben retten können. Diese Männer vor dem sicheren Tod zu bewahren, ist schon deshalb sinnvoll, weil das Militär viel Zeit und Geld in ihre Ausbildung gesteckt hat. Da kann man nicht zusehen, wie sie abgeschossen werden und mitsamt ihren Maschinen abstürzen. Die Bomber kann man ersetzen, fähige Piloten nicht. Jedenfalls nicht so schnell.

In dieser Situation also besinnt sich die Heeresverwaltung auf das Angebot und die Kenntnisse der Käte Paulus und beauftragt sie um 1916 mit der Produktion von Fallschirmen und Ballonen. »Fabrikzentrale« ist ihre Zwei-Zimmer-Wohnung in der Gotthardstraße. Insgesamt stellt sie – in Kooperation mit etwa 30 bis 40 Heimarbeiterinnen, die Kätschens Zuschnitte in ihren eigenen Wohnungen zusammennähen, – bis Kriegende etwa 7000 Fallschirme und 1000 Ballone her. Dafür erhält sie im Jahr 1917 das am 5. Dezember 1916 von Kaiser Wilhelm II. gestiftete »Verdienstkreuz für Kriegshilfe«, das an Personen verliehen wird, die »mehr als 2 Jahre zu Hause Kriegsarbeit geleistet haben«.

Mit dem Waffenstillstandsvertrag von Compiègne im November 1918 verliert Kätschen Paulus ihre Geschäftsgrundlage. Sie und ihre Mutter müssen von ihren Ersparnissen leben. Doch die werden von der Hyperinflation in den 1920er-Jahren aufgezehrt. Fortan ist Kätschen Paulus weitgehend mittellos.

Anfang der 1930er-Jahre erkrankt sie an Krebs. Diesem Leiden erliegt die 66-Jährige am Nachmittag des 26. Juli 1935 in ihrer Wohnung in der Berliner Gotthardstraße. Sie wird am 31. Juli 1935 im Grab ihrer Mutter, die am 6. März 1922 verstorbenen ist, beigesetzt.

Das Grab, inzwischen zum Ehrengrab des Landes Berlin erhoben, befindet sich auf dem Friedhof der Evangelischen Dankeskirche Wedding in Berlin-Reinickendorf.

## Die elektrische Raucherin

# Helene **Göttmann**

### Geboren

1849 in Barmen

### Gestorben

5. Februar 1912 in Reichelsheim/Odenwald



Helene Göttmann kam 1849 als Tochter des Webermeisters Ludwig Gieselstein und seiner Ehefrau Helene Gertraud in Barmen zur Welt. Über ihre Kindheit und Jugend ist nichts bekannt.

Als junge Frau trat sie – wahrscheinlich nach Abschluss ihrer Schulbildung – der Gemeinschaft der Diakonissen bei. Dabei handelte es sich um eine Gemeinschaft evangelischer Frauen, die sich aus christlicher Überzeugung dem Dienst am Menschen verschrieben hatten. Sie pflegten Kranke und Alte und halfen bei der Erziehung und Versorgung von Kindern sowie anderweitig hilfsbedürftigen Personen, zum Beispiel straffällig gewordenen Frauen und Mädchen. Die Diakonissen, die sich zu Gehorsam, Bescheidenheit und Ehelosigkeit verpflichtet hatten, wohnten in der Regel in sogenannten Diakonissenhäusern zusammen.

In ihrer Eigenschaft als Diakonisse lebte Helene Gieselstein, wie sie damals noch hieß, zeitweilig in Straßburg. Möglicherweise hielt sie sich dort zur Ausbildung auf, eventuell hatte sie hier aber auch einen konkreten Arbeitsauftrag. Auf jeden Fall handelte es sich bei ihrer Straßburger Zeit um eine vorübergehende Phase, denn schon wenig später war sie – der Überlieferung zufolge – in Darmstadt und dann in Reichelsheim im Odenwald als Diakonisse tätig.

In Reichelsheim pflegte sie Soldaten, die im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 verwundet worden waren. Die Männer lagen damals in dem im historischen Zent- und Rathaus Reichelsheims untergebrachten Heimatlazarett. »Schwester Helene« kümmerte sich offenbar aufopferungsvoll und mit Hingabe um die Verwundeten. Davon zeugen überlieferte Dankesbriefe.

Nachdem das Lazarett 1873 geschlossen worden war, wurde Helene Gieselstein mit der Führung der neu eingerichteten, ebenfalls im alten Rathaus untergebrachten »Kleinkinderschule« betraut. Die auf eine Idee Theodor Fliedners zurückgehende »Kleinkinderschule« sollte nicht nur der Beaufsichtigung von Kindern aus

schwierigen sozialen Verhältnissen dienen, deren Eltern sich nicht oder nicht in ausreichendem Maße um sie kümmern konnten, sondern auch der »Erweckung des Glaubens«. Vor allem deshalb war der Einsatz von Diakonissen in diesem Tätigkeitsbereich naheliegend.

Bis November 1873 betreute die junge Frau rund 60 Kinder in der Reichelsheimer »Kleinkinderschule«. Doch dann kam es zu einem Bruch mit ihrem bisherigen Leben, denn »Schwester Helene« verliebte sich. Der Auserkorene war der gebürtige Reichelsheimer Johann Philipp Göttmann, ein Blinder, der – wie es in der Überlieferung heißt – sein Augenlicht während seiner Teilnahme an dem zwischen 1861 und 1865 tobenden amerikanischen Sezessionskrieg verloren hatte. Am 2. November 1873 heirateten die beiden. Da Helene Gieselstein, nunmehr verheiratete Göttmann, damit das für Diakonissen der damaligen Zeit obligatorische Gelübde der Ehelosigkeit gebrochen hatte, musste sie ihre Tätigkeit aufgeben.

Die Leitung der »Kleinkinderschule« ging nun in andere Hände über, die die Aufgabe allerdings bei Weitem nicht so gut erfüllten wie zuvor »Schwester Helene«. Deshalb geriet die Einrichtung alsbald in eine finanzielle Schieflage, so dass die Fortführung unmöglich erschien. Aus diesem Grund beschloss man an zuständiger Stelle, die »Kleinkinderschule« aufzulösen. Dies aber wollte Helene Göttmann unbedingt vermeiden. Deshalb nahm die verheiratete Frau, von der eigentlich erwartet worden war, dass sie sich aus dem Berufsleben zurückzog, um sich um Familie und Haushalt zu kümmern, ihren alten Arbeitsplatz wieder ein. Finanziell wurde sie »durch die gräfliche Herrschaft in Erbach« unterstützt. Im Jahr 1879 konnte die »Kleinkinderschule« sogar neue Räumlichkeiten beziehen. Dabei handelte es sich um »das Hinterhaus von Schreiner Konrad, gegenüber der alten Apotheke«.

Das Engagement für die »Kleinkinderschule« fiel in eine Zeit, die für Helene Göttmann sicherlich anstrengend war, denn im August 1876 war ihre Tochter Helene zur Welt gekommen und im März 1880 erfolgte die Geburt ihres Sohnes Philipp Karl August. Als die

»Kleinkinderschule« umzog, hatte Frau Göttmann demnach ein Kleinkind zu versorgen und war wohl erneut schwanger.

Ein Dreivierteljahr nach der Geburt des Sohnes, am 29. Dezember 1880, starb die zu diesem Zeitpunkt gerade vier Jahre alte Tochter der Göttmanns, wie der Vater dem zuständigen Standesbeamten am 30. Dezember 1880 mitteilte. »Wegen Blindheit« brauchte er das Formular nicht zu unterschreiben, sondern durfte mit drei Kreuzen zeichnen. Wahrscheinlich fühlte sich Helene Göttmann außerstande, selbst den schweren Gang zum Standesamt anzutreten, zumal sie sich auch noch um den gerade einmal neun Monate alten Sohn kümmern musste.

Doch den Kopf in den Sand zu stecken, war Helene Göttmanns Sache nicht. Ganz im Gegenteil. Das Leben musste weitergehen. Für sie, für ihre Familie und für ihre Mitmenschen. Für alle konnte sie am besten sorgen, wenn sie über ausreichend Geld verfügte. Mit entsprechenden Mitteln in der Hinterhand konnte sie vieles bewegen. Deshalb stürzte sich Helene Göttmann voller Elan in ein für sie bislang eher unbekanntes Metier – ins Geschäftsleben. Alsbald entwickelte sie sich zu einer erfolgreichen Geschäftsfrau, die unter anderem mit Holz, Düngemitteln, Stein- und Ziegelwaren sowie Braunkohle handelte und darüber hinaus eine Backsteinbrennerei betrieb.

Ohne das Geld, das sie auf diese Weise verdiente, hätte sie 1897 niemals die »Pension und Heilanstalt für Lungenkranke und Blutarme« auf dem Gänsberg gründen können, in der sich die an Lungentuberkulose erkrankten Arbeiter, die in den umliegenden Bergwerken beschäftigt waren, erholen konnten.

Wenige Jahre später, 1903, errichtete sie in Reichelsheim ein durch ein Lokomobil betriebenes Elektrizitätswerk. Ursprünglich sollte es der Versorgung der Heilanstalt auf dem Gänsberg dienen, die Strom für die dort offerierten »elektrischen Bäder« und die Beleuchtung benötigte, die Göttmann von Gas auf Strom umstellen wollte. Als sie die Idee um das Jahr 1900 erstmals vortrug, stieß sie bei den Vertretern der Gemeinde Reichelsheim auf offene Ohren, denn längst hatten auch die den Bau eines Elektrizitätswerks angedacht und sich

entsprechend bei den bereits bestehenden Werken in Darmstadt, Dieburg, Heppenheim und Pfungstadt informiert. Göttmann, die kluge Geschäftsfrau, bot der Gemeinde einen für beide Seiten interessanten und sicherlich auch lukrativen Handel an: Sie errichtete ein Elektrizitätswerk, das in der Lage war, sowohl die Bedürfnisse der Heilanstalt auf dem Gänsberg zu befriedigen als auch die Gemeinde Reichelsheim mit Strom zu versorgen. Sie »verpflichtete sich zur Abgabe elektrischer Energie an sämtliche Einwohner der Gemeinde an allen erschlossenen Straßen sowie zur Beleuchtung der Straßenlampen«. Im Gegenzug sicherte ihr die Gemeinde einen recht stattlichen Preis für jede Kilowattstunde zu. Fortan belieferte Helene Göttmanns am Flutgraben errichtetes Elektrizitätswerk die Stadt mit Strom, der durch extra errichtete und von der Stadt unterhaltene Leitungen floss, die an Holzmasten oder »schmiedeeisernen Dachständern« befestigt waren.

Diese Entwicklungen erlebte Johann Philipp Göttmann, Helenes Ehemann, nicht mehr. Er war nach knapp 20-jähriger Ehe am 8. März 1892 in Reichelsheim im Alter von 54 Jahren verstorben. Demnach hatte Helene Göttmann den Aufbau der Lungenheilstätte ganz alleine bewerkstelligen und sich parallel dazu um die Erziehung ihres Sohnes Philipp Karl August kümmern müssen, der zum Zeitpunkt des Ablebens seines Vaters kurz vor seinem zwölften Geburtstag stand, also noch ein Kind war.

Ob sie damals schon ihrem Laster frönte, ist nicht bekannt. Vielleicht tat sie es heimlich. Womöglich war es ihr aber auch gleichgültig, was andere von ihr und ihrer kleinen Schwäche hielten: Die Wohltäterin, Gründerin der Lungenheilstätte und des Elektrizitätswerks sowie ehrenreiche »Bürgerin unseres Ortes, die mit weisem Rat und an Kraft und Tat ein leuchtendes Vorbild gab«, wie es in ihrem Nachruf hieß, war nämlich eine passionierte Zigarrenraucherin. Als erste Frau gehörte sie dem in Frankfurt am Main angesiedelten, bis dato von Männern dominierten »Deutschen Tabakverein« an.

Am Nachmittag des 5. Februar 1912 starb die Tabakfreundin und Heilstättenbesitzerin Helene Göttmann nach einem ausgesprochen

arbeitsreichen Leben im Alter von 63 Jahren in Reichelsheim. Ihrem Sohn und Erben hinterließ sie damals nicht nur die Heilstätte, die unter dem Namen »Göttmann-Klinik« bis in die erste Dekade des 21. Jahrhunderts fortbestand, sondern auch das Elektrizitätswerk. Letzteres verkaufte Philipp Karl August Göttmann im März 1913 – inklusive des im September 1903 für den Zeitraum von 50 Jahren verlängerten Konzessionsvertrags – an die »Hessische Eisenbahn-Aktien-Gesellschaft« (Heag) in Darmstadt.

## Die erste Ministerin

# Elisabeth **Schwarzhaupt**

### Geboren

7. Januar 1901 in Frankfurt am Main

### Gestorben

29. Oktober 1986 in Frankfurt am Main



Elisabeth Schwarzhaupt wurde in Frankfurt am Main als Tochter des Mittelschullehrers Wilhelm Schwarzhaupt und seiner Ehefrau Frieda geboren. Obwohl Frieda Schwarzhaupt, wie ihr Ehemann, ausgebildete Lehrerin war, blieb sie nach der Eheschließung und der Geburt der beiden Kinder Elisabeth und Adolf zu Hause, um den Haushalt zu führen und die Familie zu versorgen. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde sie dabei von Dienstboten unterstützt. Danach konnte sich die Familie kein Personal mehr leisten, so dass die Mutter gezwungen war, sich fortan selbst um Hauswirtschaft und Kindererziehung zu kümmern. Die zwangsläufige Konzentration auf die traditionelle Frauenrolle empfand Frieda Schwarzhaupt als unbefriedigend, und ihre Tochter Elisabeth, der die Unzufriedenheit der Mutter mit dieser Situation nicht entging, nahm sich vor, »diese Rolle, die meine Mutter [mir] vorlebte, nicht zu übernehmen«.

Nach dem Besuch der Mittelschule, an der ihr Vater lehrte, wechselte Elisabeth Schwarzhaupt auf das Schiller-Gymnasium, eine höhere Schule für Mädchen in Frankfurt-Sachsenhausen. Nach dem im Jahr 1920 abgelegten Abitur wollte Schwarzhaupt, die sich sehr für Kunst und Literatur interessierte, zunächst Kunstgeschichte, Philosophie und Theaterwissenschaft studieren. Dieses Ansinnen lehnte ihr Vater jedoch strikt ab und empfahl ihr mit den Worten: »Du kannst später studieren, was du willst, erst musst du Boden unter den Füßen haben«, den Besuch eines Lehrerinnenseminars. Schwarzhaupt beugte sich dem Wunsch ihres Vaters und absolvierte die einjährige Ausbildung. Die Übernahme eines Lehrerinnenpostens verweigerte sie jedoch.

Stattdessen studierte sie ab 1921 an den Universitäten Frankfurt am Main und Berlin Rechtswissenschaften. Nachdem sie 1930 das 2. juristische Staatsexamen bestanden hatte, übernahm sie das Amt einer Gerichtsassessorin in der »Städtischen Rechtsauskunftsstelle für Frauen« in Frankfurt am Main. In dieser Funktion beschäftigte

sie sich mit Fragen des Familienrechts und machte die für sie wenig befriedigende Erfahrung, dass auf diesem Sektor die Wünsche und Entscheidungen des (Ehe-)Mannes dominierten. Sie selbst war zu diesem Zeitpunkt seit einiger Zeit mit einem Arzt aus Gelsenkirchen verlobt, den sie 1926 im Zuge eines Kuraufenthalts kennengelernt hatte. Im Jahr 1932 gab sie ihre Stelle als Assessorin in Frankfurt am Main auf und übersiedelte zu ihrem Verlobten ins Ruhrgebiet. Er betrieb dort eine lungenfachärztliche Praxis, und sie arbeitete – in Dortmund – als Vertretungsrichterin für Zwangsversteigerungsangelegenheiten.

Wahrscheinlich war es eine Mischung aus politischem Einfluss ihres liberal-konservativen Elternhauses, ihrer grundsätzliche Unzufriedenheit mit der Ungleichstellung der Frau in der Gesellschaft und dem Faktum, dass ihr Verlobter jüdischer Herkunft war, die dazu führte, dass sich Schwarzhaupt ab 1931/32 aktiv für die »Deutsche Volkspartei« (DVP) betätigte. Ihr Arbeitsschwerpunkt lag dabei auf der Rolle der Frau und – damit unmittelbar verbunden – der Kritik am immer stärker werdenden Nationalsozialismus. Mit ihrem Text »Was hat die deutsche Frau vom Nationalsozialismus zu erwarten?«, der 1932 erschien, protestierte sie gegen das frauenfeindliche Weltbild der Nationalsozialisten und wurde damit überregional bekannt.

Reaktionen auf ihr politisches Engagement blieben nicht aus. Dazu gehörte zum Beispiel, dass sie bei Veranstaltungen damit rechnen musste, von SA-Angehörigen angepöbelt zu werden. Nach der »Machtübernahme« Hitlers im Jahr 1933 verlor Schwarzhaupt ihr Amt als Richterin. Doch auch privat erlebte sie einen Tiefschlag. Ihr Verlobter entschloss sich, das Reich zu verlassen, um in die sichere Schweiz zu übersiedeln. Er ahnte wohl, was ihn erwartete, wenn er weiterhin in Deutschland blieb. Schwarzhaupt entschied, ihn zunächst nicht zu begleiten. Sie wollte nachkommen, wenn sie für sich eine Stelle in der Schweiz gefunden hatte, die ihr das Auskommen sicherte, denn von ihrem Verlobten wollte sie – in Erinnerung an die Situation ihrer Mutter – finanziell auf keinen Fall abhängig sein.

Derweil sich ihr Lebensgefährte in der Schweiz befand, kehrte Schwarzhaupt in ihre Heimatstadt Frankfurt zurück. An der dortigen Universität erfolgte im Jahr 1935 mit einer Arbeit über »Fremdwährungsklauseln im deutschen Schuldrecht« ihre Promotion. Anschließend ging sie nach Berlin, nahm dort zunächst eine Stelle beim »Deutschen Rentnerbund« an, ehe sie kurz darauf als »juristische Hilfsarbeiterin« in die Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche wechselte.

In diese Zeit fiel auch die endgültige Trennung Schwarzhauts von ihrem Verlobten. Weil sie für sich in der Schweiz nach wie vor keine berufliche Perspektive zu erkennen vermochte, blieb sie in Berlin. Dort machte sie in der Kirchenkanzlei eine beachtliche Karriere: Als erste Frau überhaupt wurde sie 1939 zur Konsistorial- und 1944 zur Oberkonsistorialrätin ernannt.

Bei Kriegsende flüchtete sie von Stolberg, wohin die Kirchenkanzlei zeitweilig ausquartiert worden war, vor den vorrückenden sowjetischen Truppen nach Göttingen. Einige Zeit später kehrte sie, immer noch im Dienst der Evangelischen Kirche stehend, nach Frankfurt am Main zurück.

Hier begann sie mit dem Wiederaufbau der evangelischen Frauenverbände. Anlässlich der ersten Bundestagswahl am 14. August 1949 wurde sie von den Mitbegründerinnen der Frankfurter CDU aufgefordert, für das Parlament zu kandidieren. Doch Schwarzhaupt lehnte ab. Auch der CDU wollte sie zunächst nicht beitreten. Erst 1953, zum Zeitpunkt der zweiten Wahl zum Deutschen Bundestag, zeigte sie sich sowohl zum Parteieintritt als auch zur Kandidatur für einen Abgeordnetensitz bereit.

Sie bewarb sich im Wahlkreis Wiesbaden um ein Direktmandat, konnte sich dort aber nicht gegen ihren Konkurrenten von der FDP, Victor-Emanuel Preusker, durchsetzen, weshalb sie schließlich über die Landesliste Hessen in den Bundestag einzog. 1957 gelang es ihr, in Wiesbaden ein Direktmandat zu erzielen. In den vierten und fünften Bundestag, also 1961 und 1965, zog sie dann wieder über die Landesliste ins Parlament ein.

Im Deutschen Bundestag engagierte sie sich vor allem für die Gleichberechtigung der Frau. Ihr war es mitzuverdanken, dass das Familien- und Eherecht nicht mehr die gleiche patriarchalische Orientierung aufwies wie in den Jahren zuvor. Am 14. November 1961 wurde Schwarzhaupt von Bundeskanzler Konrad Adenauer als erste Frau zur Ministerin berufen. Sie übernahm das Gesundheitsministerium, das sie bis zur Übernahme der Kanzlerschaft durch Kurt Georg Kiesinger am 1. Dezember 1966 innehatte. Hernach verblieb sie bis 1969 als »einfache Abgeordnete« im Bundestag.

Nach ihrer Zeit als Ministerin und Abgeordnete des Deutschen Bundestags blieb sie weiterhin politisch interessiert und engagierte sich vor allem für frauenspezifische Fragen.

Elisabeth Schwarzhaupt starb am 29. Oktober 1986 in ihrer Heimatstadt Frankfurt am Main.

## Die Kopftuch-Frau

Gerda Jo **Werner**

Geboren

28. August 1914 in Offenbach am Main

Gestorben

14. August 2004 in Oberursel



Sie war die Frau, die die Rückseite des 50-Pfennig-Stücks zierte, das die »Bank Deutscher Länder«, die Nachfolgerin der Reichsbank und Vorgängerin der Deutschen Bundesbank, Anfang 1949 erstmals hatte prägen lassen. Bis zur Einführung des Euro am 1. Januar 2002 war die kleine, aus einer Kupfer-Nickel-Legierung bestehende Fünzig-Pfennig-Münze insgesamt zweieinhalb Milliarden Mal ausgegeben worden. Von daher könnte man meinen, dass Gerda »Jo« Werner berühmt gewesen sei.

Doch genau das war sie nicht. Und im Prinzip wollte sie es auch nicht sein. Erst nachdem in den 1980er-Jahren bekannt geworden war, dass sie für die auf dem Münz-Revers abgebildete junge Frau Modell gestanden hatte, die – in ein enganliegendes, kurzärmeliges Kleid und ein im Nacken zusammengebundenes Kopftuch gehüllt – auf dem Boden kniet und ein Eichenbäumchen pflanzt, trat sie an die Öffentlichkeit.

Entworfen hatte das Münz-Revers, das häufig als die schönste Rückseite aller D-Mark-Münzen bezeichnet wird, der 1903 in Offenbach am Main geborene Bildhauer Richard Martin Werner, mit dem Jo seit 1942 verheiratet war.

Im Jahr 1948 reichte Werner die Arbeit bei der »Bank Deutscher Länder« ein, deren Direktorium einen Wettbewerb ausgeschrieben hatte, bei dem es um die Gestaltung der künftigen 50-Pfennig-Stücke ging. Vorgegeben war folgendes Motiv: Erinnerung an die vielen Trümmerfrauen und Waldarbeiterinnen, die sich mit aller Kraft dafür eingesetzt hatten, Deutschland nach dem Krieg wiederaufzubauen und -aufzuforsten.

Werners anmutige Frauengestalt mit dem Bäumchen in den Händen überzeugte die Jury. Einstimmig beschlossen die Juroren, dass dieser Entwurf zum Tragen kommen sollte, denn er symbolisierte sowohl den deutschen Wiederaufbau als auch den Anteil, den die Frauen daran hatten. Damit setzte sich Werner gegen die Entwürfe anderer, nicht minder bekannter und renommierter Künstler durch. Doch schon wenige Monate nachdem das 50-Pfennig-Stück

am 14. Februar 1949 erstmals ausgegeben worden war, starb Richard Martin Werner. Die Beliebtheit, der sich die von ihm gestaltete Münze erfreuen sollte, erlebte er nicht mehr. Seine Frau hingegen schon.

Kennengelernt hatten sich Richard Martin Werner und Gerda Johanna Heiser am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt am Main. Jo, geboren am 28. August 1914 in Offenbach, ließ sich dort – bis zu ihrem erfolgreich abgelegten Examen im Jahr 1940 – zur Künstlerin ausbilden. Richard, der zuvor an der Offenbacher Kunstgewerbeschule studiert hatte, war in Frankfurt Meisterschüler.

Nach seiner Hochzeit im Jahr 1942 lebte das Ehepaar in Oberursel. Während sich Richard zu einem erfolgreichen Bildhauer entwickelte, studierte Jo Kunsterziehung auf Lehramt. Obwohl sie selbst nicht nur eine begabte, sondern auch gut ausgebildete Malerin war, zog sie doch die Anstellung an einer Schule einer Tätigkeit als freischaffende Künstlerin vor. Zum einen wusste sie natürlich, wie schwer es sein konnte, sich mit künstlerischen Arbeiten über Wasser zu halten, und zum anderen hatte sie ein echtes Interesse daran, sowohl ihr Können weiterzugeben als auch andere Menschen – und ganz besonders junge Leute – für die Kunst zu begeistern.

Die Entscheidung für die Schullaufbahn sicherte ihr nach dem frühen Tod ihres Mannes, der am 2. Oktober 1949 in Oberursel starb, den Lebensunterhalt. Viele Jahre hindurch wirkte sie in Oberursel an verschiedenen Schulen als Kunsterzieherin, vermittelte Kindern und Jugendlichen künstlerische Fähigkeiten und entsprechendes Fachwissen. Auch mit Erwachsenen arbeitete sie in den regelmäßig von ihr angebotenen Volkshochschulkursen.

Die Lust am Malen, am Erschaffen eigener Werke, am Gestalten und Abbilden, an Formen und Farben hatte sie über die Arbeit mit anderen Menschen jedoch nicht verloren. Im Gegenteil. Jo Werner malte und stellte aus – und wurde sogar über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt.

Gerda Johanna Werner, die kreative, engagierte und zugleich bescheidene Malerin, Kunsterzieherin und »Miss 50-Pfennig«, starb am 14. August 2004 in Oberursel, wenige Tage vor ihrem 90. Geburtstag.

## Die Erzählerin

### Maria Mathi

#### Geboren

5. November 1889 in Hadamar

#### Gestorben

26. Juni 1961 in Heiligenberg



Im Herbst 1949 besuchte Maria Mathi ihre Geburtsstadt Hadamar. Es war das erste Mal seit ihrem Wegzug im Frühsommer 1937. Das Hadamar, das Mathi nun vorfand, war nicht mehr das Hadamar, das sie damals verlassen hatte. Hadamar war jetzt nicht einfach nur ein kleines, beschauliches Städtchen in Mittelhessen, sondern ein Ort, in dem zwischen Mitte Januar 1941 und Ende März 1945 etwa 15 000 Menschen ermordet worden waren. Dabei handelte es sich überwiegend – aber nicht ausschließlich – um körperlich und geistig behinderte Menschen, deren Leben im »Dritten Reich« als »unwert« eingestuft worden war. In der nahe der Stadt gelegenen Landesheilanstalt wurden sie entweder vergast oder durch überdosierte Medikamente getötet. Zuweilen führte man den Tod der Betroffenen aber auch durch absichtlich unterlassene, medizinische Hilfeleistung herbei, oder ließ sie verhungern.

Diese 15 000 Menschen fielen der Aktion T4 zum Opfer, so genannt nach dem Sitz der für die Ausmerzung »lebensunwerten Lebens« zuständigen Verwaltungsbehörde in der Berliner Tiergartenstraße 4. Dort entschieden »medizinische Gutachter« darüber, ob ein Patient, der in einer Anstalt oder einem Heim untergebracht war, getötet wurde oder weiterleben durfte. Zentrales Kriterium für das Überleben war die Arbeitsfähigkeit und damit die Nützlichkeit des Betroffenen für das deutsche Volk.

Da es nicht möglich war, in sämtlichen deutschen Heil- und Pflegeanstalten Gaskammern einzubauen, und man auch nicht in allen Einrichtungen massenhaft Morde durchführen konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, sich den Unmut der Bevölkerung zuzuziehen, wurde das Tötungsgeschehen auf sechs Einrichtungen konzentriert. Eine davon war Hadamar. Hierhin transportierten die Nationalsozialisten Behinderte, Kranke und andere dem NS-Staat missliebige Personen, um sie zu ermorden. Die einstige Landesheilanstalt hatte sich folglich zu einer »Reichsmordanstalt« entwickelt.

Mathi war tief betroffen. Das galt auch für den Umgang ihrer Heimatstadt mit dem Schicksal ihrer jüdischen Bevölkerung. Lange, lange hatten Juden und Christen in Hadamar mit- und nebeneinander gelebt, Freud und Leid geteilt. Natürlich hatte man gewusst, dass der eine oder andere Mitbürger jüdischen Glaubens war. Es gab Vorurteile und Urteile, Sympathien und Antipathien sowohl auf jüdischer als auch auf christlicher Seite. Doch keinen allgemeinen Hass. Das aber hatte sich im Laufe der Zeit geändert. Die Nationalsozialisten wollten kein friedliches Zusammenleben von Juden und Christen mehr. Sie strebten danach, die Juden erst auszugrenzen, dann zu vertreiben und schließlich zu ermorden. Und das Gros der Bevölkerung Hadamars hatte dies mitgetragen, teilweise durch aktive Beteiligung an den Verfolgungsmaßnahmen.

Mathi hatte den Eindruck, dass sich die Einstellung der Bürger von Hadamar zu den Juden auch jetzt, vier Jahre nach dem Ende des »Dritten Reichs«, nicht gravierend verändert hatte. Wie sonst konnte es sein, dass der jüdische Friedhof noch immer verwüstet dalag. Zu Hauf waren Grabsteine entweder umgestoßen oder gestohlen. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, den Friedhof in Ordnung zu bringen, zum Zeichen, dass die Menschen in Hadamar erkannt hatten, dass den Juden Unrecht widerfahren war, und dass sie – wenn schon nicht auf andere, so doch wenigstens auf diese Weise – versuchten, Wiedergutmachung zu leisten.

Mathi war überzeugt davon, dass die Bevölkerung Hadamars über die Verbrechen, die in der Zeit des Nationalsozialismus in dem Städtchen geschehen waren, Bescheid wusste. Für sie stand Hadamar nun stellvertretend »für das Grauen in ganz Deutschland«. Mathi überlegte, wie sie mit dieser Erkenntnis umgehen sollte. Einfach schweigen, das Ganze ignorieren? Nein, das erschien ihr keine Lösung. Sie wollte und musste darüber sprechen, den Menschen vor Augen führen, dass es doch einmal eine andere Zeit gegeben hatte – jene des Miteinanders, die dann plötzlich in Feindschaft umgeschlagen war.

Und so setzte sich Maria Mathi an ihren Schreibtisch in ihrem Haus am Bodensee und schrieb den Roman, der sie damals berühmt

werden ließ: »Wenn nur der Sperber nicht kommt«. Zwei Jahre, von 1949 bis 1951, schrieb sie an dem Text. Dann machte sie sich auf die Suche nach einem Verleger. Über 50 Verlage schrieb sie an. Sogar einen englischen. Vergebens. Entweder kam das Skript ungelesen wieder zurück, oder die Verleger informierten die Autorin darüber, dass man bei dem Sujet nicht an einen wirtschaftlichen Erfolg glaube und außerdem befürchte, sich bei der Leserschaft unbeliebt zu machen, wenn man derartig schwierige Themen aufgreife.

Es schien, als habe die Autorin »für die Schublade« gearbeitet. Doch dann kam ein Preisausschreiben des Bertelsmann-Verlags. Mathi schickte ihr Skript dort ein. Der Verleger, Sigbert Mohn, prüfte es und entschied sich, es nicht im »Preisausschreiben-Programm« zu publizieren, sondern es in das »normale« Programm aufzunehmen. Damit begann der Siegeszug der bis dahin eher unbekanntem Autorin Maria Mathi. »Wenn nur der Sperber nicht kommt« wurde ein nationaler und internationaler Erfolg.

In Hadamar stieß das Werk, zumindest in »gewissen Kreisen«, wie Mathis Ehemann 1962 in einem Brief festhielt, nicht auf Zustimmung. Insofern zeigte sich das Ehepaar froh, dass es nicht, wie zeitweilig angedacht, wieder nach Hadamar zurückgekehrt war.

Hier hatte Mathis Vater, Adolf Mathi, von 1888 bis zu seinem Tod im Jahr 1899 als Bürgermeister gewirkt. Hier war Maria Caroline am 5. November 1889 als zweite von drei Töchtern des Ehepaars Adolf und Katharina Mathi zur Welt gekommen. Hier hatte sie die Volksschule besucht.

Danach war sie auf die Marienschule im benachbarten Limburg gewechselt, die unter der Leitung der »Armen Dienstmägde Jesu Christi« stand. Die Ausbildung dort war offensichtlich gut, auch in Bezug auf Fremdsprachen. Wahrscheinlich lernte Mathi hier Englisch, das sie alsbald so gut beherrschte, dass sie – ohne jemals Kontakt zu einem Muttersprachler gehabt zu haben oder gar im englischsprachigen Ausland gewesen zu sein – als Übersetzerin für englische Lyrik tätig werden konnte.

Am 18. Oktober 1912 heiratete Maria Mathi den am 29. Januar 1887 in Darmstadt geborenen »Wissenschaftlichen Hilfslehrer Doktor Ernst Franz Schmid«, Sohn des in Darmstadt wohnhaften Ingenieurs Franz Schmid und seiner Ehefrau Dorothea Auguste Louise. Wie in jener Zeit üblich, gab die Ehefrau nach der Hochzeit ihren Beruf auf, um sich fortan dem Haushalt zu widmen. Darin aufgehen tat Maria jedoch nicht. Waren die häuslichen Pflichten erledigt, setzte sie sich an den Schreibtisch und verfasste Gedichte. Ihr Mann schätzte und unterstützte die dichterischen Ambitionen seiner Frau Zeit ihres 50 Jahre währenden Ehelebens.

Kurz nach der Hochzeit zogen Mathi und Schmid nach Saargemünd in Lothringen, weil er dort eine Stelle als Lehrer gefunden hatte. In den Jahren, die das Ehepaar im Lothringischen lebte, publizierte Mathi über hundert Gedichte in regionalen Zeitungen. Außerdem erschien 1914 das Werk »Tagebuch einer Werdenden« in der Mitteldeutschen Verlagsanstalt in Chemnitz.

Nachdem Mathi und Schmid Lothringen am 2. April 1919 verlassen mussten, weil dies infolge des verlorenen Ersten Weltkriegs nicht mehr Teil des Deutschen Reichs, sondern französisches Hoheitsgebiet geworden war, hatten sie bis 1920 keine feste Bleibe. Erst in jenem Jahr gelang es Mathis Ehemann, in Friedberg eine Anstellung als Lehrer an der Augustinerschule zu finden. Bis 1937 sollte das Ehepaar dann in Friedberg leben. Wie schon in Lothringen schrieb Maria auch in ihrer neuen Heimat Gedichte und andere Texte, die sie in regionalen Blättern veröffentlichte.

Zu Beginn der 1930er-Jahre verfasste sie die »Kleinstadtgeschichten«, die ein in Friedberg ansässiger Verlag herausgeben wollte. Dazu kam es aber nicht, weil darin »Judengeschichten« enthalten waren, die keinen antisemitischen Tenor hatten.

Die »Machtübernahme« der Nationalsozialisten im Januar 1933 begrüßte das Ehepaar Schmid/Mathi nicht. Jahre später schrieb Maria hierzu: »Eigentlich habe ich schon 1933 den Strich gemacht. Von da ab schwieg ich der Außenwelt gegenüber aus innerer Auflehnung.« Mathi war demnach in die »innere Emigration« gegangen,

verweigerte sich also dem Nationalsozialismus, ohne aktiv gegen ihn zu kämpfen. Sie sei ohnehin nie ein »politischer Mensch« gewesen, erklärte sie im Jahr 1956, doch »die innere Stimme weist mich immer auf die Seite der Unterdrückten«. Schon aus diesem Grund lehnte sie die nationalsozialistische Herrschaft ab, zu deren Prinzipien Unterdrückung und Ausgrenzung gehörten.

Auch Ernst Schmid verweigerte sich dem Nationalsozialismus, indem er darauf verzichtete, jüdische Schüler zu diskriminieren und zu demütigen, und außerdem die Neuausrichtung der Lehrinhalte und Unterrichtsmaterialien gemäß den Forderungen des NS-Staats kritisierte. Im Jahr 1937 schied er, aufgrund der Differenzen zwischen ihm und den nationalsozialistischen Anforderungen an Lehre und Lehrer, aus dem Schuldienst aus. Daraufhin verzog das Ehepaar von Friedberg nach Überlingen am Bodensee.

An ihre früheren Erfolge als Dichterin konnte Maria dort nicht wieder anknüpfen. In den Jahren 1943 und 1944 erschienen nur einige wenige Gedichte von ihr in dem von dem Philologen und Publizisten Karl Hönn herausgegebenen »Bodenseebuch«. Erst nach Kriegsende wurde sie, mit Genehmigung der nun in diesem Teil Deutschlands zuständigen französischen Militärregierung, wieder verstärkt publizistisch tätig. Unter anderem erschien im Jahr 1948 die Erzählung »Im Schatten der Riesenfrau«, die jedoch keine bemerkenswerten Absatzzahlen erreichen konnte. Im darauffolgenden Jahr veröffentlichte sie in der von Alfred Döblin herausgegebenen Zeitschrift »Das Goldene Tor« eine Übersetzung des Gedichts »An meine Mutter« von Edgar Allan Poe. Des Weiteren beschäftigte sie sich intensiv mit der amerikanischen Lyrikerin Emily Dickinson, deren Texte sie ins Deutsche übertrug.

Maria Mathi war stets eine engagierte und fleißige Autorin gewesen, doch großer publizistischer oder finanzieller Erfolg blieb ihr jahrzehntelang verwehrt. Das ließ sie zuweilen an sich und ihrem Talent zweifeln. »Das Mittelmaß«, so klagte sie einmal, »ist mein Schicksal, im äußeren wie auch im inneren Leben.« Oft habe sie geglaubt, etwas »Unvergängliches [ge]schmiedet« zu haben, doch